



**Predigt im Gottesdienst
anlässlich der Eröffnung des Jubiläumsjahres
850 Jahre Kloster Loccum
Festakt am 21. März 2013**

Es gilt das gesprochene Wort

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus Christus. Amen.

Es wird die Legende erzählt, dass einst ein Mönch sein Kloster verließ, um spazieren zu gehen. Er wanderte im weiten Forst des Klosters, umhüllt vom Gesang der Vögel und dem Rauschen der Kiefern und sann über einen Satz aus dem 90. Psalm nach. Die Abenddämmerung nahte und er machte sich auf den Weg zurück zur Hora. Als er wieder zur Klosterpforte kam, saß dort am Eingang ein Mönch, den er noch nie gesehen hatte. Der verwehrte ihm den Eintritt, denn er kannte den heimkehrenden Bruder nicht. Jener aber bestand darauf, eingelassen zu werden, er sei doch nur für einige Stunden fort gewesen. Ratlos führte man ihn zum Abt, doch auch dieser hatte ihn noch nie gesehen. Und unter den anwesenden Brüdern sah der verwirrte Mönch nicht ein bekanntes Gesicht. Ungläubiges Staunen breitete sich aus, denn immer noch beharrte der Unbekannte darauf, ein Angehöriger dieses Klosters zu sein. Und in überraschender Weise kannte er sich aus. Er schien zu Hause zu sein, wusste den Weg zum Refektorium, ahnte die Sitzordnung in der Klausur und berührte vertraut beim Weg durch den Kreuzgang die Formsteine am Marienfenster. Nach Stunden ging man ins Archiv, um dort nach Einträgen von diesem Mönch in den Schriften zu suchen. Schließlich fand man nach langem Studieren in einer alten Chronik die Geschichte von einem Mönch, der an einem Tag das Kloster verlassen hatte und niemals mehr zurückgekehrt war. Und dieser Eintrag war genau tausend Jahre alt. Die Lesung zur Meditation für den Konvent an jenem Tag, ein Millennium zurück, stand im vierten Vers des 90. Psalm: Tausend Jahre Gott, sind vor Dir wie ein Tag!

Wir reden über die Zeit. Über 850 Jahre Klostergründung in Loccum. Wir sprechen über einen Zeitraum, der im Blick zurück weit über alle biographischen Erinnerungsgeschichten hinaus geht. Auch der Blick nach vorn bleibt fast ohne Vorstellung. „Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich's, will ich's aber einem Fragenden erklären, weiß ich's nicht.“ Das war die berühmte Antwort



von Augustin, als er in seinen Konfessionen über die Zeit schreibt. Reden wir über 850 Jahre. Als dieser Ort ausgewählt wurde und man im Mindener Dom am 21. März 1163 durch die Stiftungsankündigung von Graf Wulbrand von Hallermund hörte, an einem Ort Lucka mit Dorf sollte man eine Klostergründung vornehmen, dachte niemand von denen, die es hörten, keiner von den später eintreffenden Brüdern aus Volkenroda und ebenso nicht die späteren Baumeister an das Jahr 2013. Man gründete geistliche Orte als Kulturorte. Dabei ging es nicht nur um eine ernsthafte geistliche Lebensform, die man einpflanzte, sondern um eine Kultur. Eine Kultur der Bildung, eine Kultur der Bescheidenheit, eine Kultur der Treue zu Gott. Vielleicht erzählte man sich noch von den Urururgroßeltern, die mit großer Angst auf den ersten Jahrtausendwechsel zugegangen waren. Der erste Millenniumswechsel lag vier Generationen zurück.

Niemand verstand die Zeit so, wie sie uns heute erscheint. Es war eine Vorstellung, dass die Zeit in den Dingen selbst wohnte und wieder mit den Dingen verschwinden konnte. Deshalb konnte Augustin auch von den Zukünftigen im Plural sprechen. Dazu aber kam eine zweite Vorstellung, eine mythologische Zeitordnung. Davon sprach nicht die menschliche Erfahrung, sondern die Bibel. Da wurde vom jüngsten Gericht, von der Wiederkehr Christi auf Erden und der anbrechenden Gottesherrschaft gesprochen. Mit dieser Zukunft, so hieß es, würde sich der Kreis, der mit der Schöpfung begonnen hatte, einstmals wieder in Christus schließen. Wann das nun sein würde, ließ sich schlecht abschätzen, weil die irdischen Vorhersagen dafür nicht taugten. Und auch die Bibel verbot ja eigentlich danach zu forschen. Doch die von Jesus gewiesenen Vorzeichen des Weltendes, also Erdbeben und Sternenfall, Sonn- und Mondfinsternisse, Krieg und Pestilenz, auch das Auftreten der falschen Propheten und das Erkalten der Liebe zwischen den Menschen, waren ja aus dem 24. Kapitel des Matthäusevangeliums bekannt. Sie bestätigten eine konkrete Erwartung. „Alt und hinfällig ist die Welt geworden...“ so hieß es in den Schenkungsurkunden der Klöster häufig. Und so baute man Orte der Ewigkeit.

In einer solchen mittelalterlichen Frömmigkeit liegt auch die Wahrheit der Legende von dem verlorenen Mönch. Der Augenblick des Tages war eingebunden in eine weite mythische Perspektive, die nichts mit Kurzfristigkeit zu tun hatte. Menschen lebten in der Verheißung einer Ewigkeit. Der Glaube kennt nicht den unbestechlichen Maßstab chronologischer Zeitrechnung. Er kann das Allernächste in unbestimmte Ferne rücken und das Ferne in bedrängende Nähe. Darin findet sich auch die Erklärung für die Behauptung, dass die Menschen im Mittelalter viel älter



wurden, als wir heute. Warum stimmt dieser Satz, obwohl wir heute so alt werden, wie niemals zuvor in der Geschichte? Die Menschen im Mittelalter hatten mit ihrer mittleren Lebenserwartung von 35 bis 40 Jahren noch die ganze Ewigkeit vor sich.

Von solchen Zeitvorstellungen sind wir Jahrhunderte entfernt. In einer extremen Beschleunigung vernichten wir Zeit. Von Ewigkeiten spricht keiner mehr. Uns erscheint es schon als Lebensverschwendung, wenn am Postschalter nur drei Personen vor uns stehen und wir warten müssen. Ein Computer darf nicht 30 Sekunden lang starten, sondern soll uns sofort das Fenster in die unendliche virtuelle Welt öffnen. So vernichten wir Räume und Zeiten. Ein Wort, das in die Alltagssprache eingewandert ist, heißt Echtzeit. Es meint die wirkliche Zeit - im Vergleich zur simulierten Zeit. Ich will Informationen vom andern Ende der Welt ohne Zeitverzögerung, in Echtzeit. Doch was ist das Gegenteil: Falsche Zeit, unechte Zeit, nur weil die zu lange dauert oder extrem beschleunigt ist? Wir reden über 850 Jahre Kloster Loccum. Wir reden über eine unendlich langsame Echtzeit. Mehr als 300.000 Tage, fast 7,5 Millionen Stunden. Wie wunderbar! Ein Ort, an dem Jahrhundertlang ohne Hast und Eile, in einer – für uns heute – fast bedrohlichen Langsamkeit die Zeit verging. Man ließ Raum dem Vergehen. Warum? Weil alle Uhren auf dieser Erde nicht die Echtzeit messen, sondern nur die lächerlich kurzen Passagen unserer beschränkten Lebensvorstellungen. Mehr nicht. Hier in Loccum verliert die chronologische Zeit ihre Wirkung, weil sie im Kairos, in der Heilszeit keine Bedeutung mehr hat. Friedhelm Hengsbach hat jüngst beschrieben, wie die Beschleunigung unserer Kultur durch die Ökonomisierung ausgelöst worden ist und immer weiter forciert wird. Wenn in Milli-Sekunden Handelsgeschäfte per Computer gemacht werden, dann ist jedes Überlegen ausgeschaltet und Verlässlichkeit wird nur ein definiertes Zahlenspiel. Seit Jahren wehren wir uns gegen diese Gewalt und verteidigen den Sonntag als große Erinnerung an die Zeit des Heils. Eine Neuzeit, die mit der Auferstehung Christi begann. Wenn nur der Chronos bleibt, werden wir als Zeitsklaven uns einst schmerzlich erinnern an die großen Freiheitsräume unseres Glaubens, als ein Gang durch den klösterlichen Forst wie eine Ewigkeit war.

Doch warum rede ich nur über die Zeit und nicht über den schönen Satz aus dem Johannesevangelium, der über unserem Klosterjubiläum steht: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten“? Weil man diesen Satz nur in einer anderen Zeit recht versteht. Ich meine nicht zuerst die Minuten, die wir zum Nachdenken brauchen. Die sind auch wichtig. Sondern ich

spreche über die zwei Haltungen, von denen Jesus in diesem Vers spricht. Die Liebe und die Treue. „Wer mich liebt, wird treu in meinem Wort bleiben.“

Die Liebe braucht Zeit, die Treue auch. In der Liebe liefern wir uns aus an das Geheimnis des Lebens. In der Liebe sind wir am meisten die, die wir sein sollen. Wir bestehen nicht auf uns selbst. Wir genügen uns nicht selbst, und wollen nicht in der Eile der Tage den Sinn verlieren. Deshalb will alle leidenschaftliche Liebe ewig sein. Vielleicht entsteht sie manchmal in einem einzigen Augenblick, im Rausch des Moments. Aber sie braucht Zeit zum Wachstum. Sie muss die Erfüllung und die Enttäuschung erleben. Vielleicht bleibt sie lange unsichtbar, aber sie will die beschränkten Denk- und Glaubenshorizonte durchbrechen.

Mit der Treue ist es nicht anders. Jeder, der einmal wirklich geliebt hat, weiß, dass diese Treue nicht nur Verantwortung, sondern manchmal auch Schmerz sein kann. Die Annahme der Gnade Gottes ist nicht eine Sache des theologischen Verstandes, sondern der Treue. Leidenschaftliche Liebe gebiert die Treue. Das „Wort halten“, diese Treue zu Gottes Wort, kann nicht hoch genug bewertet werden, denn die Verfallszeiten von Worten sind kurz und werden immer kürzer. Wir leben in einer treulosen Gesellschaft. In fast allen Lebensbereichen kann man es sehen: Beziehungen gelten oft nicht mehr „lebenslang“, ein Ehrenwort ist schon lange kein Wort der Ehre bis zum Tod mehr, verlässliche Worte sind rar. Dem Wort Gottes treu zu sein heißt vor allem, ihm etwas zuzutrauen. Dieses Wort steht beliebigen Spielarten der Moden und Trends als Gottes Wirk-Kraft gegenüber.

Das Kloster Loccum ist standorttreu. Ein Ort, in dem die Liebe zum Wort Gottes beständig geblieben ist; in allem Wandel. Hierher muss man kommen, in einen anderen, einen fremden Ort (heterotopos). Wer einmal die Hora des Klosters mitfeierte, spürte vielleicht etwas von dieser Fremdheit des Bewahrens und des Haltens. Das alte Stundengebet in der Tradition der Zisterziensermönche spricht das Wort Gottes und der Gesang, das Gebet und die Stille klingen im Alltag nach. Das Gehen im Kreuzgang führt in einen Rhythmus, den vor uns so viele schon mit ihren Füßen gefunden haben. Der Geruch der Bücher im Refektorium, die das Wissen um „das Wort“ von Jahrhunderten bewahren, zeigen, was vor uns für wahr gehalten wurde. Wir brauchen Orte, Zeiten und Rhythmen, um unserem Leben Gestalt zu geben. Der Mensch baut sich nicht nur von innen nach außen. Er wird auch von außen nach innen gebaut. Unser Glaube

braucht Form, Aufführung, Geste, Inszenierung. Dieser Ort bietet in seiner Fremdheit und seiner Geschichte den fremden Raum, den wir brauchen. Denn nur in der Fremde können wir uns selbst erkennen. Im Bekannten können wir keine Reise antreten, die uns wegführt von uns selbst. Das Alter des Klosters Loccum schafft eine Weisheit, die von Beständigkeit spricht und von Treue zu dem einen Wort, weit vor unserer eigenen Lebenszeit.

Jerusalem sollte mit der Seele, nicht mit den Füßen gesucht werden, so legte man im Mittelalter die Geschichte vom himmlischen Jerusalem aus. Wie lange wir noch warten müssen auf die Wiederkehr Gottes? Noch 850 Jahren? Gott allein weiß es. Doch Mönche lebten in dieser Erwartung und bauten Klöster. Sie gaben diesem Zukunftsbild einen konkreten Ort. Sie schufen einen genius loci, einen Geist eines Ortes, der der Seele verlässlichen Raum gab. Trauen wir diesem Glauben an die Ewigkeit Gottes etwas zu?

Das Jubiläum ermuntert, unsere beschränkten Sichtweisen zu erweitern und einen anderen Horizont im Glauben, wie im Denken zulassen. Trauen wir dem Wort Gottes zu, diese Welt mit Liebe zu verwandeln und freuen wir uns über die Inspiration, dieser Hallen, die – wie es bei Hosea heißt - zeigen „...das es Gott dem Herrn gefallen habe, seine Herrlichkeit immer wieder Menschen ansichtig zu machen.“ (Hosea 3, 22)¹. Und wir ergänzen: In Zeit und Ewigkeit.

Amen

¹ Hosea 3,22 legte Landesbischof Lilje vor 50 Jahren seiner Predigt zum 800. Jubiläum des Klosters Loccum zugrunde.